

Leseprobe

Anna Katharina Hahn
Das Kleid meiner Mutter
Roman

Suhrkamp Verlag, Berlin 2016
ISBN 978-3-518-42516-9

S. 51-80



Sonntag

Ich erwachte bei Sonnenaufgang, klitschnass geschwitzt, mit zusammengebissenen Zähnen. Einschlafen konnte ich nicht mehr. In Unterhose und BH setzte ich mich ans Küchenfenster und zündete mir eine Zigarette an, blies Rauch in den Hof hinunter. Alle Fenster waren dunkel, es roch nach gebratenem Fisch vom Vorabend und Weichspüler von den Wäscheleinen der Nachbarinnen, die auf jedem Stockwerk von Ecke zu Ecke gespannt waren. Mein Qualm zog zwischen baumelnden Büstenhaltern und Handtüchern hindurch. Der Innenhof ist ein tiefer Schacht, auf den nur die milchigen Scheiben der Küchen- und Treppenhausfenster hinauszeigen. Sein Grund starrte schwarz zu mir hoch. Obwohl ich als kleines Mädchen dort unten endlos Gummitwist und Rayuela gespielt hatte, überlief mich ein Schauer, so stark war sein Sog, so heftig der Zwang, sich weiter und weiter nach vorne zu beugen. Schließlich musste ich mich zwingen, den Blick abzuwenden.

Unsere Küche am Sonntagmorgen ist eigentlich ein freundlicher Ort – Kaffeeduft, Radiomusik, Gespräche. Meine Eltern sind immer vor mir wach, sie unterhalten sich, streiten manchmal. Ich komme erst gegen Mittag aus dem Bett, schnappe mir das letzte Schokobrötchen, und Mama legt mir ein Holzbrett, ein Messer, dazu ein paar Tomaten oder Zwiebeln hin, weil ich als Frau helfen muss, das Mittagessen zuzubereiten, während Papa im Wohnzimmer liest.

An diesem Morgen war es fürchterlich still. Natürlich brummte der Kühlschrank, die übliche Schwabenschar jagte mit schrillen Schreien über die Dächer, der Verkehr rauschte, der in dieser Stadt niemals ruht. Irgendwo sang eine Männerstimme ›La Ramona‹. Ich fühlte mich allein, merkte, wie mein Mund sich zum Weinen in ein kindisches Quadrat verzerrte und überlegte, ob ich nicht doch mit Paloma telefonieren sollte, mit La Plaga, deren Nachrichten sicher zu Dutzenden aufgelaufen waren, vielleicht sogar mit Ángel, der sofort das nächste Flugzeug nach Spanien genommen hätte. Aber etwas in mir hielt mich davon ab: eine Mischung aus Trotz, Angst und der Hoffnung, dass der ganze gestrige Tag einfach nicht geschehen wäre. Vielleicht war alles nicht wahr. Dann würde ich mich nur blamieren. Anita Nanita. Stoff zum Foppen für die nächsten Jahrzehnte. Ich träume nicht oft, aber wenn, dann ziemlich intensiv. So hatte ich an diesem Morgen den Wunsch, in einen sehr unheimlichen, viel zu langen Traum verstrickt zu sein, aus dem ich irgendwann aufschrecken würde.

Ich weiß nicht, wann ich zum letzten Mal im Zwielficht der ersten Frühe in der Küche gegessen hatte. Vielleicht an jenem Morgen, am dem Ángel nach Deutschland ging. Er war beleidigt, weil mein Vater ihm bis zum letzten Moment Vorwürfe machte, und sprach kein Wort, während er hastig seinen Milchkaffee trank, mit einer zornigen Handbewegung Mama verscheuchte, die ihm einen Teller mit Tostadas unter die Nase hielt.

Mein Bruder Ángel ist vor ein paar Monaten nach Deutschland gegangen. Seinen Doktor phil. hat er mit Auszeichnung an der Complutense gemacht. Danach wollte er noch ein Diplom als literarischer Übersetzer an der Uni von Aranjuez draufsetzen, weil er keinen Job fand. Das hat er aber recht schnell abgebrochen. »Die schönen Tage von Aranjuez sind

nun zu Ende«, sagte er danach. Ángel behauptet, er könne Deutsch besser lesen als sprechen oder verstehen, und er sei darin alles andere als perfekt. Ich kann das nicht beurteilen. Die Sprache hat mich nie interessiert. Ich finde, sie klingt nicht besonders schön. Aber Ángel war seit diesen Ferien in Dénia total scharf auf alles Deutsche: Musik, Bücher, Essen, besonders Brot, pan aleman, das er manchmal bei einem Bäcker in Salamanca kauft. Und natürlich die Mädchen. Er besitzt eine Liste aller deutschen Frauen, mit denen er geschlafen hat. Sie ist ein Namensalphabet und beginnt mit Andrea, Barbara, Christa, Dora ... Dabei klagt er über Doppelungen, weil so viele Deutsche um die vierzig Sabine oder Tanja heißen. Deshalb wollte er seine Ordnungskriterien ändern und statt der Vornamen die Herkunftsorte aufschreiben: Andernach, Baiersbronn, Celle, Duisburg. Ich habe ihn mal gefragt, was er an diesen Touristinnen, Geschäftsfrauen, Au-Pair-Mädchen und Studentinnen findet. Es sind große, oft übergewichtige, weißhäutige Frauen mit Rucksäcken, angezogen wie für eine Wanderung oder einen Tag auf dem Sportplatz. Sie vertragen viel Alkohol, bekommen ständig Sonnenbrand und finden nichts dabei, sich auf die Lope-de-Vega-Zitate im Pflaster der Calle de las Huertas zu übergeben.

Ángel druckste herum: »Sie sind so ... so grün. Als ob du dich auf einer regennassen Wiese herumwälzt. Und wenn sie anfangen zu reden, dann wälze ich mich in einem Band von Hölderlin, Goethe oder Tieck.«

Nachdem er in Madrid trotz Promotion lange arbeitslos war, unterbrochen von Gelegenheitsjobs als Stadtführer, Eisverkäufer, Packer in einer Möbelfirma, hat er sich jedenfalls ein Ticket nach Berlin besorgt. Papa tobte noch am Flughafen: »Arm, aber sexy – das haben wir auch in Madrid! Fahr nach Stuttgart, da sitzt das Geld! Mercedes, Porsche, die Au-

toindustrie, Zulieferer, Dienstleistungen, reiche Rentner, die Spanisch lernen wollen, um an der Costa Blanca zu sterben, da hast du alle Möglichkeiten!«

In Ángels Jackentasche steckte nicht nur das Flugticket nach Berlin-Tegel, sondern auch eine ausgedruckte Mail der Humboldt-Universität, in der ihm mitgeteilt wurde, dass es am Institut für deutsche Literatur leider nicht üblich sei, die Seminare von Gastdozenten zu vergüten, dass aber die Lehrerschaft, die er dadurch gewinne, auf jeden Fall eine ideelle Belohnung für seine Arbeit sei und man sich freue, ihm im SS 2012 den Raum 407 für sein Seminar über Gertrud Kolmar zuweisen zu können. Ángel übersetzte mir diesen Brief, während meine Eltern ihm ein letztes Bocadillo mit Kalamares kauften und bat mich, die Klappe zu halten.

Der Kühlschrank sah ziemlich geräubert aus. Zwei Tomaten lagen in der Obstschale. Die Schränke des Küchenbuffets waren spärlich gefüllt: ein paar Konserven, Tintenfisch in eigener Tinte, Oliven, etwas Kaffee. Unsere Keksdose enthielt noch zehn Euro. An diesem Morgen hätte mich ein gut bestückter Vorratsschrank zumindest ein bisschen beruhigt. So aber schob ich Panik. Rannte in den Flur. Durchsuchte die Taschen der väterlichen Jacke. Die des mütterlichen Sommermantels. In Papas schlappem Portemonnaie fand ich etwa 60 Euro. In der Küche öffnete ich Mutters Handtasche, der penetranter Jasminduft entquoll. Im Geldbeutel waren 20 Euro und ein Plastikchip für den Einkaufswagen bei Carrefour. Wie viel war noch auf dem Konto? Ich merkte, dass ich keine Ahnung hatte.

Es gab plötzlich keinen anderen Gedanken mehr. Wovon sollte ich leben? Wie die Raten für die Wohnung bezahlen? Für V.V., das uns, wie meine Mutter sagte, noch immer wie ein Mühlstein am Hals hing? Wir waren schon so kaum zu-

rechtgekommen. Ohne Ángels Kohle aus Deutschland hätte man uns längst zwangsgeräumt. Ich musste an die vielen Geschichten denken, die ich von Freunden und aus den Netzwerken gehört hatte. Juan Carlos' Erzählung. Die Nachrichten jeden Abend. Die Briefe unserer Hausbank mit dem grellen Logo und den unerbittlichen Forderungen legten die Eltern im Wohnzimmer auf den Tisch, stumm und bedrohlich. Erst vor ein paar Tagen war ein neuer gekommen. Klebrige Münzen rutschten mir aus der Hand, rollten über den Küchenfußboden. Achilles hob den Kopf und sah mich an. Diesmal sprach ich mit ihm, ohne lange über meinen Geisteszustand nachzudenken: »Du wirst auch verhungern. Die werfen uns beide raus. Und aus dir wird man Suppe kochen.«

Als ich gerade dabei war, mir einen Kaffee zu machen – zur Sicherheit schon mal einen ganz dünnen –, klingelte es an der Wohnungstür, schrill und mit Nachdruck. Ich schrie und machte einen kleinen Hopser. Achilles, der seine erste Wanderung durch die Küche angetreten und dabei unter dem Tisch ein paar Häufchen hinterlassen hatte, erstarrte mitten im Kriechen, während ich zur Tür eilte, auf halber Strecke stehen blieb, weil ich nur Unterwäsche trug, dabei fieberhaft überlegte, wer das wohl sein konnte. Was sollte ich sagen, damit niemand etwas merkte? Aber warum eigentlich? Ich hatte doch nichts Schlimmes getan. Ich wollte nur nicht über die Sache im Schlafzimmer nachdenken, die vielleicht nur ein Wahn war, eine Halluzination. Ich brauchte Zeit, um damit fertigzuwerden, mir selbst klarzumachen, ob ich schlief und in einem Albtraum herumtaumelte oder wach war und irgendwie in einer verrückt gewordenen Welt klarkommen musste.

Unterdessen war das Klingeln in Hämmern übergegangen. Dazu drang eine laute Frauenstimme durch die Tür: »Blanca! Blanca, bist du schon wach? Blanca!« Kaum hatte ich sie ge-

hört, entfuhr mir genau der Satz, mit dem meine Mutter diese Störungen jedes Mal kommentierte: »Das ist doch der Gipfel!«

Vom Haken an der Badezimmertür nahm ich das Hauskleid meiner Mutter, wickelte mich in die gelblila geblünte Kunstseide ein und ging zur Tür. Gilipollas stand auf der Fußmatte und starrte mich an. Dann schnatterte sie los.

»Blanca, ich weiß, es ist Sonntag, es ist ein Tag der Ruhe, auch für unsereins, der nicht mehr früh heraus muss. Aber eine gute Hausfrau wie du ist ohnehin stets mit den ersten Sonnenstrahlen auf. Daher hab ich gedacht, ich kann kurz reinschauen. Du bist ja sonst immer schon wie aus dem Ei gepellt, aber heute hab ich dich überrascht! Weil ich tatsächlich kein Krümelchen Zucker mehr im Haus habe. Blanca, das ist mir noch nie passiert! Ganz oben auf meiner Liste: Zucker. Wo ich doch so viel backe. Meinen Kaffee kann ich nicht trinken ohne zwei Löffel, gehäuft, verstehst du? Wie zwei verschneite Gipfel, wie der Peñalara. Aber dann kann der Tag kommen! Selbst im Krieg, hinter den Mauern des Alcázar, hat es mein Paco immer geschafft, mir Zucker zu organisieren. Die Roten, die haben uns ja nicht in Ruhe gelassen. Wir waren völlig in ihren Händen. Den Morgenkaffee hab ich mir aus Zichorie gebrüht – aber süß, ganz süß. Wie ein Lächeln der Muttergottes, dank Pacito. So einen Mann findest du nicht mehr wieder ...« Ich nickte bloß und deutete mit den Mundwinkeln ein Lächeln an.

Wir alle verabscheuten Señora Pipota, denn sie war nicht nur eine unverbesserliche Francistin, deren größtes Glück es war, als junges Mädchen angeblich im Alcázar von Toledo überlebt zu haben, sondern auch noch neugierig wie eine Katze und eine furchtbare Quasselstrippe. Als wir noch klein waren, hatten Ángel und ich uns vor ihr gefürchtet, obwohl sie immer freundlich zu uns war. Aber sie besaß den dicksten

Schnurrbart seit Frida Kahlo und benutzte purpurfarbenen Lidschatten, so dass ihre Augen aussahen, als käme sie aus einer Schlägerei. Sie liebte es, uns hinterrücks bei den Eltern anzuschwärzen. Diesen misstraute sie wegen ihrer politischen Gesinnung, die man ihnen, trotz eleganter Kleidung, anmerkte. Es verging kein Tag, an dem sie nicht bei uns klingelte, klopfte oder von unten durch das offene Küchenfenster brüllte. »Sie ist sich nicht zu schade, die Sicherung herauszudrücken, nur damit dein Vater vor ihr auf den Knien herumkriecht und an ihrem alten Fernseher herumschraubt.« Nachdem Papa an einem Feiertag ihren Küchenabfluss hatte reinigen müssen und sich dabei seinen besten Anzug ruiniert hatte, war er dazu übergegangen, von der Señora Pipota innerhalb der Familie nur noch als Gilipollas zu sprechen. Sogar unsere feinfühligste Mutter schloss sich dieser Grobheit an.

Gilipollas war eine Gefahr. Sie würde nach meinen Eltern fragen. Sie würde hereinkommen wollen und merken, dass ich unter dem Einfluss einer Droge stand, von der ich immer noch nicht wusste, wie sie in meinen Körper geraten war, vielleicht schlief ich ja auch nur. Daher tat ich, was von mir gewünscht wurde. Ich nickte wie ein Trottel, signalisierte, dass ich zuhörte, wich langsam in den Flur zurück, in die Küche, nahm die Zuckerdose aus dem Buffet und füllte eine halbe Tasse ab. Damit kehrte ich zu Gilipollas zurück, die inzwischen die Gelegenheit genutzt hatte, einzutreten. Sie stand schon vor dem Garderobenspiegel und schob mit dem Fuß meine Chucks zur Seite.

»Blanca, deine Anita hat viel Temperament, nicht wahr? Schon als kleines Mädchen hat sie immer ihre Schühchen gegen die Wand geworfen. Und gestern hat sie auch wieder so mit den Türen geknallt, als sie nach Hause kam ...« Ich drückte ihr die Tasse in die Hand und schob sie zur Tür hinaus. »Ist

das ausreichend?«, krächzte ich. »Blanca, meine Liebste, das ist viel zu viel! Zwei Teelöffelchen hätten gereicht. Ich brauche nicht mehr viel in meinem Alter. Das wirst selbst du merken, obwohl ich finde, du siehst wirklich jung aus, sogar ohne das ganze Make-up. Oscar kann sich freuen.« Sie kicherte, zum Glück. So hörte sie nicht, wie ich aufstöhnte.

Es konnte doch nicht wahr sein, sie hielt mich für Mama! Hatte sie ihre Brille nicht auf? Aber Gilipollas hatte Augen wie ein Adler, bemerkte sonst jeden Krümel auf dem Teppich. Möglicherweise wurde sie senil. Mir konnte es recht sein. Ich schloss die Tür mit Nachdruck und sah in den Flurspiegel. Ich. Ana María Martínez Madrugada. Anita Nanita. Anita. Im Hauskleid meiner Mutter Blanca. Das schief zugeknöpft war. Zerzaustes Haar, das nach allen Seiten abstand. Meine Mutter flocht sich zum Schlafen einen Zopf. Ihr Haar ist viel länger als meins. Es reicht fast bis zur Hüfte. Ich bin größer als sie. Dünnere. Blassere. Ungeschminkt. Übernächtigt. Und nicht halb so schön. Jeder sagt, ich sei meinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. Das ist, auch wenn der Vater ein gutaussehender Mann ist, für ein Mädchen der Todeskuss. Vermutlich konnte meine Mutter deshalb nicht aufhören, es ständig zu betonen. Meine Mutter ist etwas dicker als ich. Nicht im Sinne von fett. Eine, die ein tiefes Dekolletée tragen kann. »Sie ist eine Frau, du bist ein Mädchen.« Das stammt von meinem Vater. Schmeichelhaft finde ich es nicht. Ich merkte, dass ich wütend auf meine Eltern wurde. Das fühlte sich nicht gut an, besonders, weil ich mir immer noch nicht sicher war, was mit ihnen geschehen war.

Was Gilipollas gesehen hatte, konnte nicht stimmen. Sie war schließlich eine alte Schachtel, nicht ganz bei Trost. Merkte vor lauter Geschwätz nicht mehr, mit wem sie redete. Alles Blödsinn!

Ich holte aus und gab mir selbst eine Ohrfeige. Mein Spiegelbild sah mich vorwurfsvoll an. Zartrosa zeichnete sich der Abdruck meiner Hand auf der linken Backe ab. Die braunen, verschlafenen Augen standen voller Tränen. Ich war wach, daran bestand kein Zweifel.

Im Schlafzimmer unter dem Fenster stand die Truhe, in der meine Mutter ihre Schmuckschatulle und ein paar Goldmünzen von Taufe und Kommunion versteckte, dazu die Fotoalben. Vielleicht auch Geld. Irgendetwas Wertvolles. Etwas, das mich beruhigen konnte, zumindest für's Erste. Mir dabei half, mich vom Spiegel abzuwenden, die Hand auf die Türklinke des Schlafzimmers zu legen und – dort stehen zu bleiben wie versteinert.

Wenn ich jetzt hineinginge, was würde mich erwarten? Meine Eltern, die noch schliefen, ganz normal am Sonntagmorgen um sechs Uhr? Meine Eltern, die dabei waren, sich anzuziehen? Meine Eltern beim Sex, unter den Laken? Ich hatte sie nie dabei gesehen. Die zwei Toten von gestern Nachmittag? Hatte ich ihnen wirklich ihre besten Kleider angezogen?

Ich ging hinein, mit geschlossenen Augen, mit brennender Wange und angehaltenem Atem, weil ich Angst hatte, Leichengestank zu riechen und wahnsinnig zu werden, so wie all die *Scream Queens* in den Horrorfilmen, die ich massenweise gesehen habe, in Juan Carlos' schmalem Bett, mit einer Flasche Mahou auf dem nackten Bauch und seinen kurzen dicken Fingern, die vorsichtig mein Haar streichelten.

Natürlich roch es im Schlafzimmer nicht nach Verwesung. Nur nach dem feuchten Asphalt, den die nächtliche Straßenreinigung hinterlassen hatte, nach der Kühle des Morgens, hinter der man schon ahnen konnte, wie heiß es später werden würde. Die Eltern waren tatsächlich da. Sie saßen immer noch

auf den beiden Sesseln am Fenster. Anzug und Kleid schlotterten ihnen um die Glieder. Die Hände meines Vaters waren in seinen Manschetten verschwunden, unter dem geblühten Rock meiner Mutter lugten nur die Schuhspitzen hervor, nicht mehr, wie gestern noch, die nackten Knie. Kein Fuß berührte den Boden. Alles an ihnen war kleiner geworden, über Nacht geschrumpft. Ich betrachtete sie von der Tür aus, ich sprach sie an, aber sie waren noch genauso tot wie gestern. Und genau wie gestern hatten sie dieses glatte, saubere Aussehen, als seien sie künstlich, wie Nachbildungen aus einem Wachsfigurenkabinett. Auf beiden Gesichtern, deren Augen geschlossen geblieben waren vom Schlaf, aus dem sie nicht wieder erwachen konnten, sah ich keine Falte, keinen Fleck, nur das zufriedene, unzerstörbare Lächeln, das gestern schon da gewesen war. Die beiden sahen Oscar und Blanca nicht mehr ähnlich. Ich konnte meine Eltern noch erahnen, aber hier saßen zwei sehr junge Leute. Kurz dachte ich an Ángel und mich. So ähnlich mussten wir früher ausgesehen haben, wenn wir uns mit den abgelegten Sachen unserer Eltern verkleideten und zunächst auf meinen Wunsch hin Familie spielten, fünf Minuten später aber, wenn ich gerade anfang, die Wohnung einzurichten, Einbrecher und Polizist, so wie Ángel es von Anfang an geplant hatte.

Wäre der Ring nicht gewesen, hätte ich die Tür wieder geschlossen, weil ich mich nicht traute, näher zu treten. Doch da fiel etwas auf den Fußboden, mit hellem, sonnigem Pling, rollte über das Parkett auf mich zu, begleitet von einem satten Glitzern, selbstbewusst, als wisse es ganz genau, was es wert war. Der Trauring meiner Mutter. Gelbgold, schwer und feist, zwei ineinander verschlungene Bänder, reichlich extravagant für eine derart späte Ehe. Mein Vater nahm mit dem abgeschabten Ring seiner Mutter vorlieb, aus reiner An-

hänglichkeit. Für Blanca aber ließ er einen protzigen Klunker anfertigen. Der musste ihr, der Geschrumpften, in diesem Augenblick vom Finger gerutscht sein. Auf den Boden gefallen. Zu mir gerollt. So weit, so gut. Ich bückte mich, um ihn aufzuheben. »Soll ich ihn versetzen? Bei ›Compro Oro‹ verkaufen? Was soll ich denn machen?«, brüllte ich den beiden am Fenster entgegen, um gleich darauf beschämt zu Boden zu blicken. Nach einer Weile steckte ich mir den Ring an die rechte Hand, auf den Zeigefinger, da ich annahm, er passe nur auf diesen, den dicksten von allen. Fehlanzeige. Zu eng. Erst um meinen Ringfinger schmiegte sich das kühle Gold, umgab ihn mit einem sanften Leuchten, als gehörte er dorthin.

Ich verstand den Ring als Botschaft, dass ich zumindest eintreten durfte. Zunächst machte ich das Bett, schüttelte die Kissen auf, so wie ich es im eigenen Zimmer immer tat, seit ich wusste, dass ich keine Arbeit finden würde – wie ein Opfer, dargebracht aus schlechtem Gewissen. Anita Nanita, die ordentliche Mitbewohnerin. Jetzt brachte ich die Gabe dar, um ungestraft an die Truhe zu kommen. Vielleicht war mein Verhalten an diesem Sonntagmorgen fragwürdig. Ich unternahm nichts, außer ein paar Laken zurechtzuzupfen, Mamas Schmuckkästchen und eine wichtig aussehende schwarze Mappe aus der Truhe zu nehmen. Hastig verließ ich das Schlafzimmer wieder, ohne mich umzudrehen. Mit dem Ring auf dem Finger, als machte er mich unsichtbar, wie Bilbo den Hobbit, der aus der Höhle der Orks entflucht.

Was taten andere, denen so etwas passierte? Ich hatte keine Erfahrung mit dem Tod. Mama und Papa hatten Tanten und väterliche Großeltern lange vor meiner Geburt beerdigt. Was geschah hier mit mir?

Ich ging in den einzigen Raum zurück, der sich noch be-

wohnt anfühlte – die Küche. Hier drangen wenigstens die Stimmen der Nachbarn zum Fenster herein, hier trieb sich Achilles herum. Ich schnitt ihm die vorletzte Tomate auf, die er leise schmatzend fraß. Sein verzierter Panzer funkelte. Angeberisch hob ich die Hand: »Schau mal, ich hab jetzt auch was richtig Teures.«

Plötzlich erklang der ganze Raum. Töne fielen in die Stille, in der vorher nichts als meine Stimme und ein wenig Krötenfußgeklapper zu hören gewesen waren. Zwei Gongschläge kurz hintereinander. Es klingt ziemlich unglaublich, aber es ist vielleicht nachvollziehbar, dass ich in meiner Situation nicht gleich begriff, wie sich ein Handy-Klingelton anhört. Das Geräusch, mit dem das Ankommen einer SMS signalisiert wird. Mamas Telefon lag auf dem Küchentisch, wo sie es gestern Vormittag gelassen hatte. Neben Handtasche und Schlüsselbund. Der silberne Hund vibrierte. Das Display leuchtete grün auf, zeigte eine Nummer und ein Briefchen. Vielleicht Paloma? Automatisch griff ich danach, es fühlte sich warm an und viel schwerer als mein eigenes. Die Taste, mit der das Menü aufgerufen wurde, drückte sich wie von selbst.

Mein schönster Stern, Du fehlst mir. Kannst Du mich Mittwoch treffen? Ich möchte mein Gesicht in Deine Hände legen und Deine Stimme hören. 17 Uhr unter der Uhr? Ich liebe Dich sehr. R.

Ich setzte mich und legte das Handy auf die hölzerne Tischplatte. Die SMS war auf Spanisch verfasst bis auf den letzten Satz: ›Ich liebe Dich sehr‹. Eine der wenigen deutschen Wendungen, die ich verstand. Zusammen mit ›Arschloch‹, ›Scheiße‹, ›Hau ab!‹ und ›Prost!‹ gehört er zu dem bisschen, was Ángel mir beigebracht hatte, als er immer tiefer im Sumpf dieser

widerborstigen Sprache versank. Was sollte das? Wer schrieb hier? Auf dem Herd fauchte das Kaffeekännchen, ich hatte das Gas zu hoch gedreht, ein blaugelber Flammenkranz züngelte um seinen silbernen Bauch, Dampf strömte aus der Tülle. Der Kaffee schmeckte nicht, ich verbrannte mir die Zunge, nahm noch einmal das Handy meiner Mutter, dessen Display sich wieder verdunkelt hatte.

Kein Name, nur eine Nummer. Das gehörte zu Mamas Marotten. Sie benutzte ein Adressbüchlein aus Papier, anstatt ihre Kontakte im Telefon zu speichern. Außerdem wusste sie eine Menge Nummern auswendig. Ich wühlte in ihrer Handtasche, in der – im Gegensatz zu meiner – musterhafte Ordnung herrschte. Hier befanden sich die Zigaretten, drei Stück, in einem silbernen Etui, das Feuerzeug griffbereit daneben, Lippenstift, Puderdose, ein Päckchen Pfefferminz, alle Sachen wie Soldaten in den Seitenfächern aufgereiht. Ganz unten lag das Adressbuch. Meine Finger versuchten ungeschickt, die winzigen Seiten umzublättern. So wenige Namen: Paloma, Ángel, Anita, Oscar, diverse Ärzte, die ich alle kannte, ein paar alte Schulfreundinnen, ehemalige Kolleginnen aus dem Teatro Español. Kein einziger Mann. Die Nummer der SMS fand sich tatsächlich unter R., ohne jeden Zusatz. R. und sonst nichts. Im Gegensatz zu den anderen Einträgen war sie mit Bleistift notiert, als wäre meiner Mutter daran gelegen, diese Spur jederzeit verwischen zu können. Ramón, Rodrigo, Ruben? Wer sollte das sein?

Ich war wütend, das sage ich ehrlich. So wütend, dass ich für eine Weile vergaß, dass Mama tot war. Ärger und Enttäuschung verdrängten alles andere. Ich drehte die Handtasche um, ohne den Fünf-Euro-Schein zu beachten, der dabei herausflatterte. Wer gab ihr das Recht dazu? Was glaubte sie denn, wer sie war? Fast sechzig Jahre alt! Besenreiser an den Waden,

Fältchen in Mund- und Augenwinkeln, ihr Haar, blauschwarz statt braun wie meines, färbte sie selbst, seit ich denken kann. Meine Mutter, die errötete, wenn sich im Fernsehen ein Pärchen küsste. Meine Mutter, die auf der Straße starr geradeaus blickte, wenn Männer sich nach ihr umdrehten. Auch wenn ich neben ihr lief. Die Bewunderung galt ihr, nicht mir, das merkte ich schon als Teenager, und sie wusste es genau. Selbst meine Lover waren von ihr fasziniert. Die Stielaugen von Juan Carlos! Und sie? Tat unschuldig, fast beleidigt. Nie fiel ein anderer Name als Oscar. Oscarcito. Sie nannte ihn ›arborito‹, das Bäumchen, nach irgendeinem bescheuerten Buch, und er sie ›brujita‹, Hexlein. Peinlich. Ángel und ich wanden uns jedes Mal, wenn wir das mit anhören mussten. Und jetzt das! R., der sie unter der Uhr treffen wollte.

Unter der Uhr! Das konnte nur der Uhrturm auf der Puerta del Sol sein. Wie reizend. Wie absolut einfallslos. Es gab in ganz Madrid keinen gewöhnlicheren Treffpunkt. Ich versuchte mir diesen Mann vorzustellen, der im Gewimmel des Platzes auf meine Mutter wartete, vielleicht von einem Fuß auf den anderen trat, die Hände in den Hosentaschen vergrub, ungeduldig auf und ab ging, denn sie kam grundsätzlich ein wenig zu spät. Es gelang mir nicht. Die Bilder, die sich einstellten, waren beängstigend und abstoßend. Beschämt stopfte ich den ganzen Kram wieder zurück in die Handtasche, zog den Reißverschluss zu und stellte sie auf den Tisch zurück. Dort lag noch der Schlüsselbund. Der silberne Hund, der daran hing, war ein wenig zerkratzt, aber er glänzte hell und kostbar. Ich nahm ihn vorsichtig in die Hand. Er fühlte sich kalt an. Wie lange hatte sie ihn schon? Als ich ihn berührte und Sekunden später der Geruch von Metall und Schweiß zu mir hochstieg, sah ich mich wieder als kleines Mädchen, dem die langen Strümpfe in den Kniekehlen zwickten, im karier-

ten Rock, der weißen Bluse der Schuluniform, mit zerzaus-tem Haar und lockeren Spangen, ein Mädchen von acht oder neun Jahren, das atemlos die Tür aufschloss, in die Wohnung stürzte, den Ranzen von der Schulter gleiten ließ und schon im Flur nach der Mutter rief. An diesem Tag hatte ich keine Antwort bekommen, was mich dazu brachte, noch einmal lauter zu rufen, durch alle Räume zu laufen und dabei immer langsamer, immer leiser zu werden.

Die Mutter saß im Schlafzimmer auf dem gemachten Bett. Dort hätte ich sie tagsüber nie vermutet. Doch sie saß da, in einem ihrer Sonntagskleider, dem dunkelgrünen mit den cremefarbenen Tupfen, passenden Pumps und einer Lackhandtasche. Ihr Mund leuchtete rot, und sie spielte mit einem glänzenden Gegenstand, Nein, sie liebte ihn unaufhörlich mit zwei Fingern, zärtlich und versunken. Es war ein silbernes, wie ein Spielzeug aussehendes Ding. »Mama, Mama, das ist ja ein Hund! Oh, ist der süß! Der ist für mich, Mama, oder? Den hast du für mich gekauft!« Ich durfte den Silberhund anfassen, ich durfte ihn streicheln, ansehen, herumtragen, doch nach einer Weile nahm sie ihn mir kopfschüttelnd aus der Hand. »Anita, du hast ihn ja ganz klebrig gemacht. Bitte, wasch dir die Finger!« Der Hund verschwand, und ich weiß, dass ich beleidigt war. Als die Mutter ein paar Tage später die Tür abschloss, um mit mir zum Einkaufen zu gehen, sah ich ihn wieder. Er tanzte an ihrem Schlüsselbund, aber er machte sich so schnell davon, wie er aufgetaucht war. Sie steckte ihn in ihre Handtasche, bevor ich fragen konnte, und zog mich mit sich fort.

Jetzt stand ich in der Küche, den Schlüsselbund in der Faust verkrampft und enttäuscht, mit Tränen in den Augen. Was ich danach tat, geschah ohne weitere Überlegungen. Ich nahm mir das Handy, rief R.s Nachricht auf, wählte die Op-

tion ›Antworten‹. Es war ungewohnt, auf den klapprigen Tasten zu tippen.

Ich werde kommen. Blanca

Nachdem ich auf ›Senden‹ gedrückt hatte, legte ich das Telefon auf den Tisch zurück wie etwas Giftiges. Bevor ich die Küche verließ, holte ich die letzte Flasche Wein aus dem Kühlschrank. Im Flur traf ich Achilles. Wir schauten uns lange in die Augen, dann ging ich in mein Zimmer und knallte ihm die Tür vor der Nase zu.

Als ich mich wieder hinaustraute, war ich ziemlich betrunken. Betrunken genug, um mich wieder ins Schlafzimmer zu wagen, die beiden am Fenster jedoch keines Blickes zu würdigen, den Kleiderschrank zu öffnen und durch Röcke, Kleider, Hemden und Anzüge zu blättern wie durch ein riesiges Bilderbuch. Dabei zu weinen. Tränenblind zuzupacken. Wieder hinauszugehen, ein Kleid über dem Arm. Ins Bad zu taumeln.

Mir war übel. Gierig trank ich Wasser direkt aus dem Hahn, warm, chlorig, schal. Mein eigenes Telefon stieß einen leisen, verlorenen Laut aus. Dabei zuckte es und bewegte sich über die Oberfläche des Waschtischs, auf dem ich es abgelegt hatte, zu mir hin wie ein schutzsuchendes Tier. Das Display schimmerte golden, ein weitgeöffnetes, vertrauensvolles Auge, und ich sah Lauras Nachricht, eben hereingekommen. Die anderen, es waren über hundert, alle von La Plaga, beachtete ich nicht.

Anita, wir haben so lange nichts mehr von dir gehört. Bist du noch am Leben? Bitte, melde dich, ich mach mir Sorgen! Hier ist alles ziemlich öde, das Haus ist

fertig, alle sind verkatert, und David hat in den Pool gekotzt. Sei froh, dass du nicht mitgekommen bist, es war eine echte Schinderei.

Ich nahm das Gerät in die Hand. Sein Rücken war heiß. Sanft wischte ich über sein Gesicht, um zu antworten. Es hatte viel gepiept und gesungen. Seit ich die Entdeckung im Schlafzimmer gemacht hatte, ignorierte ich es wie noch nie zuvor. Was sollte ich antworten? Ich konnte ihnen nicht die Wahrheit sagen, obwohl mein Magen vor Sehnsucht nach der ganzen Bande schmerzte. Also schrieb ich nur ein paar Worte:

Es ist etwas geschehen. Ein Mann, ein Traum. Werde mit ihm wegfahren. Später mehr. Küsse für alle!

Das klang ungeheuer melodramatisch, und ich wusste, kaum hatte ich es abgeschickt, dass Laura meine Sätze laut vorlesen würde, während die anderen sich um sie scharen, sich über ihr Smartphone beugen und sich in Spekulationen aller Art ergehen würden.

Ich zog mich vor dem Badezimmerspiegel aus, hängte das Hauskleid wieder an seinen Haken und besah mir, auf einmal ganz ruhig, was ich aus dem Schlafzimmer mitgenommen hatte. Es war nur ein Teil: Mamas blaues Sonntagskleid mit dem schwingenden Rock, in dem sie nach Papas Worten ›wie eine auf dem Kopf stehende Glockenblume‹ aussah. Der feine Stoff glitt mühelos an meinem verschwitzten Körper herab. Wie eine kluge Schlange schlüpfte der schmale rote Lackgürtel durch die Schlaufen an der Taille, Knöpfe und Haken schlossen sich fast von selbst. Anschließend bürstete ich mein Haar nach hinten. Es war so feucht und klebrig wie die ganze Anita. Ich steckte meinen mageren Pferdeschwanz zu jenem mächtigen

gen Knoten auf, der meiner Mutter täglich schwer im Nacken hing, in den ich als Kind oft den Zeigefinger gebohrt hatte, weil ich nicht glauben konnte, dass dieser geflochtene Korb ganz und gar aus Haaren bestand. Ich dachte, er sei mit etwas gefüllt, aber immer spürte ich nur die ineinandergeschlungenen glatten, warmen Strähnen, roch den alkoholischen Duft des Haarsprays. Der Knoten saß gut. Ich benutzte ein paar Metallklemmchen, um ihm den letzten Halt zu geben, nahm die Perlenohrringe und die lange Kette aus der Porzellanschale und schmückte mich, rieb den Ehering blank, sprühte Jasminparfum auf Hals und Handgelenke bis ich ganz benebelt war. Die Schminksachen benutzte ich mit der gleichen Sicherheit wie meine eigenen, die ebenfalls billig, aber nicht so wohlgeordnet und sauber waren. Schwarzer Kajal, Wimperntusche, dazu ein dicker Lidstrich, den ich viermal verwackelte, bis er den richtigen Schwung hatte. Roter Lippenstift mit Melonengeschmack. Mein Mundabdruck auf dem Kleenex wie ein Schmetterling. Zum Schluss malte ich mir mit dem Augenbrauenstift mitten auf die rechte Wange den kleinen Leberfleck, den Mama natürlich als Schönheitsfleck bezeichnete. Dabei freute ich mich zum ersten Mal im Leben über einen Pickel, der genau an dieser Stelle aufgeblüht war. Leicht erhaben und mit sattem Braun überdeckt, hatte er die ideale Größe.

Erst nachdem alles fertig war, betrachtete ich mich im Spiegel. Vorher hatte ich nur an einzelnen Partien gearbeitet, ohne die Wirkung des Ganzen zu beachten. Ich konnte die Augen nicht von dem Bild lösen, das mich im trüben gelben Licht des fensterlosen Badezimmers ansah – es war überzeugend und dabei fast schöner als jenes Gesicht, das ich nachbilden wollte, jünger, glatter und auf eine beängstigende Weise dauerhaft.

Erst im Flurspiegel sah ich mich vollständig, in den roten Pumps, die neben den schwarzen Budapestern meines Vaters unter der Garderobe gestanden hatten. Staubflocken hingen wie kleine graue Wolken am Saum des cremefarbenen Seidenmantels. Ich schüttelte ihn aus. Am Revers steckte ein Sträußchen, wahrscheinlich aus dem Jardín Botánico. Ich nahm es vorsichtig ab, es war schon ganz eingetrocknet. In der Manteltasche fand ich ein Zwei-Euro-Stück. Das freute mich, denn ich wollte Achilles Salat kaufen.

Als ich noch recht wackelig auf den ungewohnten Absätzen in die Küche stöckelte, um Handtasche und Schlüssel zu holen, wartete dort eine neue Nachricht für Blanca.

Warum sagst Du mir nicht, dass Du mich liebst? R.

Ich habe noch nie jemanden geschrieben, dass ich ihn liebe. Weder Juan Carlos noch David, noch Alejandro aus V. V., mit dem ich mit 13 den ersten Zungenkuss tauschte. Niemandem außer meinem Vater. Es hätte sich einfach unwahr angefühlt, kitschig, als sollte ich etwas aus dem Fernsehen nachplappern. Deshalb habe ich es gelassen. Auf dem alten Handy war es in null Komma nichts geschrieben und verschickt:

Ich liebe Dich. Blanca

Im Schmuckkästchen fand sich nichts, auf das ich viel Hoffnung setzen konnte. Es gab nur vier dünne Goldmünzen und auch die Taschenuhr von Papas Vater sah nicht besonders wertvoll aus. Ich steckte den Kram zusammen mit zwei Ringen, ein paar Armbändern und Manschettenknöpfen in einen Briefumschlag. Dann trank ich etwas Milch, besah mir den Rand des Glases, auf dem meine Lippen eine fettige rote Spur

hinterlassen hatten, nickte Achilles zu und verließ die Wohnung.



Pilar an der Kasse des Carrefour um die Ecke hatte mich mit Wangenküßchen als Blanca begrüßt, als ich mit einem Salat, Toastbrot und eine Flasche Mahou vor ihr stand. Strahlend erzählte sie mir, die ersten Frühorangen aus Sevilla seien da, ob ich gar keine mitnehmen wolle, ich hätte doch ständig danach gefragt?

Meine Mutter war verrückt nach Orangen, selbst wenn sie erst im Winter wirklich gut schmecken. Pilar wusste das, denn meine Mutter ging fast täglich in den Supermarkt, seit das kleine Lebensmittelgeschäft in der Calle de San Pedro hatte schließen müssen. So verließ ich den Carrefour mit drei Orangen und dem restlichen Einkauf.

Miguel vom Café an der Ecke winkte mir zu und rief, ich solle Oscar und die kleine Anita grüßen. Die Sonne ging unter, der Himmel über Madrid färbte sich in einem schmutzigen Pink, das rasch dunkler wurde, und ich lief weiter, allmählich sicherer, mit dem stolz hochgereckten Kinn meiner Mutter. Überall sah ich Leute, fertig zum Ausgehen, das war auch in der Krise so geblieben. Sie wollten wenigstens abends vor die Tür gehen, sich im Lärm der Stadt verlieren, auf den Terrassen die Wärme des Nachtwinds im Gesicht spüren, umgeben von Lichtern und Stimmen, die einen nicht mehr daran erinnerten, was tagsüber alles schiefgelaufen war.

Es fühlte sich gut an, meine Mutter zu sein. Ich war schön, auf eine mir unbekannt Weise. Jungen, hübschen Frauen pfeift jeder hinterher, das ist nichts Besonderes. Knappe Shorts, ein bunter Mini, offenes Haar – die Rufe kommen, ohne dass

man wirklich gemeint wäre. Die Typen machen das reflexartig, sie sind nicht ehrlich begeistert. Was schon mit den ersten Schritten entlang meiner vertrautesten Straße in Madrid begann, fühlte sich wie Zauberei an. Blanca ließ kein Pfeifen oder Grölen zu. Stattdessen blieben die Männer stumm stehen und blickten ihr nach, Staunen im Gesicht. Selbst in den Mienen mancher Frauen, besonders bei ganz jungen und ganz alten, sah ich ein Aufleuchten. Auch das Rentnerehepaar von gegenüber, Rosa und Joaquín, die eben aus dem Haus traten, sprach mich als Blanca an. Sie fragten nach meinem Mann, nach den Kindern und weshalb wir bei dieser Hitze nicht in die Sierra gefahren seien. Blanca antwortete, dass Anita sich nicht wohlfühlt habe. Man könne die eigene Tochter doch nicht allein zurücklassen. Zu dritt schimpften wir noch ein wenig über die schlechten Zeiten, ihre Härte, besonders für die jungen Leute, dann kehrte ich in den vierten Stock zurück.

Achilles schlief im Wohnzimmer hinter dem Sofa, eine dunkle Wölbung im Schatten. Ich entfernte seine Häufchen und machte dabei so viel Krach wie möglich, weil die Stille kaum zu ertragen war. Er ließ sich aber nicht stören, vermutlich ahnte er selbst im Schlaf, dass ich keine Gefahr für ihn darstellte. Während ich den Salat wusch und mir ein Sandwich machte, hörte ich ein paar Lieder auf dem Smartphone, hatte meine Playlist aber schnell satt. Die Orangen rieb ich mit einem feuchten Tuch ab, wie meine Mutter es immer machte, bevor ich sie in die Obstschale legte.

Niemals hätte sich Blanca im Sonntagskleid am Küchentisch niedergelassen, um Orangen zu schälen. Weil ich plötzlich Lust auf Obst hatte, band ich mir ihre Schürze um. Als ich in der Schürzentasche ein zerknülltes Stück Küchenpapier fand, das nach meiner Mutter roch, fing ich an zu heulen.

Im Flur schrillte das Telefon so unvermittelt, dass ich das Papier fallen ließ, über meine eigenen Füße stolperte, der Länge nach hinschlug, mir den Kopf am Türrahmen stieß, schließlich hinausschwankte. Dort blieb ich mit geschlossenen Augen vor dem Apparat stehen, wartete, dass das Schep-
pern aufhörte. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und nahm den Hörer ab. Es war Ángel. »Verdammt, wo steckt ihr denn alle? Warum geht hier keiner ran?« »Ich war auf dem Klo!«, fauchte ich und bemühte mich dabei um den zickigen Schwesternton, der ihm vertraut war. »Kann ich Mama sprechen?« »Sie sind noch in V.V.« Ángel schwieg, atmete tief durch. Ich spürte, wie bedrückt er war, dass er sich über mich ärgerte und gerne mit unserer Mutter gesprochen hätte. »Was ist denn los?«, fragte ich. »Warum bist du nicht mitgefahren? In der Stadt muss es doch unerträglich sein.« »Ich hatte keine Lust. Immer dasselbe. Papa muss eine Rezension schreiben. Mama bekommt Besuch von Paloma, sie wollen sich die Haare färben.« Ángel seufzte verständnisvoll. Ich ratterte weiter. »Außerdem brauchten die Nachbarn einen Babysitter. Ich habe gestern Nachmittag und heute früh auf Daniel aufgepasst. Er ist echt süß. Isabel gibt mir dafür ein Kleid, für das sie zu dick geworden ist. Und nachher wollen wir noch weg.« »Wer ist wir?« »Na, La Plaga und ich.« Ich hörte, wie mein Bruder in Deutschland ein Gähnen unterdrückte. »Wohin denn?« »Ach, einfach nur raus, nichts Besonderes. In Huertas gibt es jetzt eine Bar mit Krisenmenüs, alles für drei Euro. Hast du drei Euro?« Ich sprach jetzt mit hoher, piepsender Stimme. Ángel lachte verhalten, halb amüsiert, halb genervt. »Ach du bist das, Anita Nanita«, sagte er. »Ich hab mehr als drei Euro, das kann ich dir sagen. Morgen schick ich euch wieder was, kauf dir ein Kilo Kaugummi.« Ich piepste, was das Zeug hielt: »Danke, Ángelito, mein Leben, mein Himmelchen, mein Bäumchen!«

Er verschluckte sich, ich merkte, dass er endlich lachte. »Hör auf, Anita Nanita. Die Deutschen bleiben den ganzen Abend in ein und derselben Kneipe hocken. Es ist ein seltsames Land. Küß Mama und Papa von mir.« Mein Bruder sagte mir an diesem Abend nicht, was er auf dem Herzen hatte, das sollte ich erst später erfahren. Er murmelte noch etwas, dann legte er auf.

Ich hatte es nicht fertiggebracht, ihm etwas von den Dingen zu erzählen, die hier vorgefallen waren. Immerhin war es Ángel, mein Bruder, mit dem ich mich blind verstand, obwohl wir beide nicht viele gemeinsame Interessen hatten, bei seiner verrückten Leserei und allem. Er lag mir ständig in den Ohren, Deutsch zu lernen und ebenfalls auszuwandern. Es war ihm ernst damit. Er glaubte, dass es in Spanien keine Zukunft für uns gab. Nach dem Telefongespräch fühlte ich mich schlecht: weil ich Ángel angelogen hatte, weil ich merkte, dass er mir etwas verschwieg und weil ich es einfach furchtbar fand, allein in der dunklen Wohnung zu sein, nur mit einer Schildkröte. Wenigstens über Achilles hätte ich mit meinem Bruder sprechen können.

Ich nahm Mutters Telefon aus der Handtasche, um zu checken, ob die Nachrichten von R. tatsächlich existierten, ob ich diesem Phantom wirklich geantwortet hatte. Doch das Display zeigte nur ›Akku schwach‹. Ich hängte das Gerät zum Laden an die nächste Steckdose und versuchte, die Textnachrichten zu öffnen. Aber entweder war ich zu blöd oder das alte Ding war nicht in der Lage, zwei Sachen gleichzeitig zu tun.

Ich kam mir auf einmal dumm vor. Das Kleid meiner Mutter zipfelte mir um die Knie. An den Hüften warf es Falten, der Ausschnitt war zu weit. Aus dem Flurspiegel sah mir eine schlecht zurechtgemachte Person mit verschmiertem Make-up entgegen, die ihre Küchenschürze nicht ordentlich

zugebunden hatte. Ich holte meinen gemütlichen alten Jogginganzug aus dem Schrank, zog ihn an und ging in die Küche.

Sollten sie doch in ihren Sesseln vergammeln! Ich würde jetzt nicht nachsehen, ob sie noch da waren. Vielleicht hatte der Wind sie weggetragen. Hier in der Calle de San Pedro 26 gab es niemand mehr außer mir. Außerdem war Sonntagabend, fast zehn Uhr, eigentlich genau die Zeit, in der Oscar und Blanca aus V. V. zurückkehren mussten. Sie fuhren meist sehr spät los.

Ich würde ein wenig fernsehen und warten, bis meine Eltern eintrafen. Das erschien mir die beste Lösung. Möglicherweise hingen sie im Stau. Mein Sandwich und die Orange lagen noch auf dem Küchentisch. Darunter hatte sich inzwischen auch Achilles eingestellt. »Schau nicht so vorwurfsvoll, ich hab Salat für dich gekauft, obwohl ich echt sparsam sein muss.« Das Tier raschelte unter dem Tisch, wo noch ein paar alte Zeitungen herumlagen. Mein Vater lässt seine Papiere überall fallen. Ich lockte die Schildkröte mit ein paar besonders zarten grünen Blättern, aber sie kam nicht unter dem Papierhaufen hervor.

Normalerweise sehe ich nicht viel fern. Fast nie gibt es etwas, das mich interessiert. Wir gucken meistens YouTube. Meine Eltern behaupteten zwar, sich nicht um das Fernsehen zu kümmern, doch sobald ich einschalte, sind sie da. Sie würden das natürlich abstreiten. Aber unser Fernseher steht in einem alten Schrank, dessen Türen wahnsinnig laut knarren. Wenn ich Filme oder Serien sehen will, ruft dieses Geräusch garantiert meinen Vater oder meine Mutter herbei, die sich dann neben mir auf dem Sofa niederlassen und nervige Kommentare abgeben.

Ich hatte schon einige Zeit vor dem Apparat verbracht, aber ich konnte mich nicht konzentrieren, obwohl ein alter

Horrorfilm lief, den ich mochte. Als die Riesenspinnen sich aus dem Krater arbeiteten, hörte ich in meinem Kopf die Stimme meiner Mutter so deutlich »Was für schlechte Attrappen!« sagen, dass sich mir der Magen zusammenzog und ich weiter-schaltete. Ich landete bei einer Zeichentrickserie, die Ángel und ich als Kinder geliebt hatten, aber ich wollte auch nicht an Ángel denken oder an die Sonntagabende unserer Kindheit, wenn wir verschwitzt und schmutzverkrustet aus V. V. zurückkamen, in höchster Eile unsere Taschen hinaufschlepp-ten, den Fernseher anmachten und uns auf das Sofa warfen, wo wir, von der frischen Luft und Sonne des Wochenendes halb betäubt, noch zwei Folgen ›Mazinger Z‹ sahen, unsere Mückenstiche aufkratzten und hörten, wie Mutter das Bade-wasser einließ und unser Vater das restliche Gepäck nach oben wuchtete. So zappte ich lustlos weiter, bis zum letzten Sende-platz, auf dem normalerweise Anime laufen.

Auf dem Bildschirm erschien ein von bläulichem Licht er-fülltes Studio, in dem ein goldener Ohrensessel stand. Den Boden bedeckte ein flauschiger Teppich in tiefem Azur. Kein Mensch war zu sehen, dafür erschienen am unteren Rand eine Telefonnummer und eine Mailadresse. Ihnen folgte in großen Lettern die Anzeige ›Frau Semira, Medium. Zuverlässige Jen-seitskontakte‹. Gleichzeitig erklang aus dem Off eine ruhige Männerstimme: »Haben auch Sie einen lieben Menschen ver-loren? Möchten Sie in Kontakt treten, um Ihren Verstorbenen Fragen zu stellen oder Botschaften zu übermitteln? Nutzen Sie die Kräfte eines international bekannten Mediums. Frau Semira hilft. Frau Semira unterstützt. Rufen Sie jetzt an oder schreiben Sie uns eine Mail.«

Nach dieser Ankündigung schritt eine Frau ins Bild und ließ sich langsam in das glänzende Kissengebirge sinken. Sie trug eine Art Morgenrock aus Samt, ebenso blau wie der Tep-

pich. Ihr Haar war blondiert und zu einer Mähne auf toupiert. Aus dem stark geschminkten Gesicht blickten müde braune Augen in die Kamera. »Guten Abend, meine Lieben. Ich bin Semira und begrüße alle, die heute eingeschaltet haben. Wir beginnen sofort, denn hier haben wir schon die erste Anruferin in der Leitung. Concepción aus Málaga. Sie möchte mit ihrem Sohn sprechen, mit Roberto. Concepción, ich grüße Sie!« Robertos Foto wurde eingeblendet. Er war ungefähr so alt wie ich, trug ein hellblaues T-Shirt mit einem grinsenden Schimpansen darauf und lächelte mit geschlossenen Lippen. Ich griff nach der Fernbedienung, um weiterzuzappen, denn ich fürchtete mich vor dem, was gleich kommen würde, aber die Stimme der Anruferin füllte bereits das Studio, leicht verzerrt in der rauschenden Telefonleitung. Die unterdrückten Tränen darin waren deutlich zu hören. »Semira, ich muss mit meinem Robertino sprechen. Ich muss ihn fragen, warum er uns das angetan hat, seinem Papa und mir.« Die Stimme brach, die Frau schluchzte. Semira, die mit starrem Gesicht zugehört hatte, ergänzte, nachdem sie einmal tief Luft geholt hatte: »Concepción, Ihr Sohn hat sich vor einigen Wochen das Leben genommen.« Das Schluchzen steigerte sich zu einem Hustenanfall, aus dem sich langsam ein Wimmern erhob: »Mein Robertino, mein Baby! ›Die lebende Fackel von Málaga‹ haben sie ihn in den Nachrichten genannt! Er hatte doch uns, seinen Vater und mich. Er hatte kein Recht dazu. Alles haben wir für ihn getan, ihm unsere ganze Liebe gegeben, jeden Tag. Was hätten wir denn machen sollen? Er war nur noch verzweifelt, so hoffnungslos! Niemand wollte ihn haben, in diesem verfluchten Land! Dabei hatte er so gute Noten, nur Einsen, und trotzdem...« Semira unterbrach: »Concepción, wir alle fühlen mit Ihnen. Es ist schrecklich, sein Kind zu verlieren, noch dazu auf diese Weise. Bitte, sprechen Sie jetzt:

Was möchten Sie Ihrem Sohn sagen?« Die Frau in der Leitung schneuzte sich, murmelte eine Entschuldigung und sprach danach mit festerer Stimme: »Ich habe lange gebraucht, bis ich mich getraut habe, Sie anzurufen. Aber ich kann keine Nacht mehr schlafen, mein Mann ist im Krankenhaus, das hat ihn alles zu sehr mitgenommen. Bitte, fragen Sie Roberto nur, ob es ihm dort gutgeht, wo er jetzt ist. Sagen Sie ihm, dass ich ihn über alles liebe.« Sie hielt kurz inne, schniefte und setzte von neuem an: »Und fragen Sie ihn, ob es sich gelohnt hat. Dass er sein junges Leben weggeworfen hat. Sagen Sie ihm, dass er Mama und Papa, seine Großeltern und seinen kleinen Bruder mit umgebracht hat! Sagen Sie ihm, dass es so viele Menschen gibt, denen es viel schlechter geht als ihm! Das ganze Elend überall auf der Welt! Die Flüchtlinge! Meine Eltern haben es nach dem Krieg viel schwerer gehabt! Oft wussten sie nicht, woher sie das Essen für uns Kinder nehmen sollten. Sie haben sich nicht gedrückt, vor dem Leben! Er hätte doch nach Buenos Aires gehen können, wie seine Cousine Susana, die hat es doch auch...«

Ich konnte es nicht mehr länger aushalten und schaltete ab. Erst jetzt merkte ich, wie schwer ich atmete. Meine Hände zitterten, und als ich aufstand, um zur Toilette zu gehen, musste ich mich an der Sofalehne festhalten. Mir war übel und schwindelig. Im Bad übergab ich mich, aber alles, was ich hervorwürgte, war ein mit Galle vermischter Schwall Wasser. Sollte ich nicht doch den Fernseher wieder anmachen? Und Frau Semira anrufen? Ihr mailen? Ich könnte anonym bleiben, Mama und Papa würden meine Stimme auch im Jenseits erkennen. Ich wusste genau, wie ich das Gespräch mit ihnen begonnen hätte: »Oscar und Blanca, was habt ihr zu eurer Verteidigung zu sagen? Sich einfach davonzumachen, am helllichten Tag, mitten in den Ferien, und dann auch noch

beide auf einmal? Ihr wart von Anfang an zu alt, um noch Kinder zu bekommen, trotzdem habt ihr euch darauf eingelassen. Und wer hat den Salat? Was soll ich denn jetzt machen, ohne euch? Es ist einfach unfair. Gebt mir ein paar Ratschläge, so wie sonst auch. Antwortet gefälligst, wenn ich mit euch rede!«

Vielleicht wäre dann aus Semiras Bauch eine gurgelnde Stimme gekommen. Diese hätte sich nach einigem Gehuste und Gerölpe in den kultivierten Ton meines Vaters verwandelt.

»Anita, mein Schätzchen, glaub mir, das hatten wir nicht geplant. Alles, was ich an diesem Morgen wollte, war, mit deiner Mutter und dir nach V. V. zu fahren. Im Auto gemeinsam zu singen. Eine Wassermelone zu schlachten und zu sehen, wie die Sonne über der Sierra untergeht.«

Mama hätte ihn vermutlich unterbrochen.

»Oscar, mein Lieber, das ist jetzt unpassend. Anita hat Recht, sie braucht ein paar praktische Tipps. Ruf deinen Bruder an, meine Süße, und Paloma. Du bist nicht allein. Du musst dich nicht schämen, Hilfe anzunehmen. Alles wird gut, Ángel und du, ihr beide schafft das zusammen. Und du hast so viele Freunde. Was ist mit La Plaga?«

Spätestens da wäre der Zeitpunkt, meine Mutter anzupflaumen und rotzig zurückzufragen: »Und was ist mit R.? Wie soll ich damit umgehen? Hast du Papa von ihm erzählt? Eigentlich könntest du das jetzt tun. Was soll dir noch passieren, du bist ja schon tot.«

Wie ich meine Mutter kenne, hätte sie wahrscheinlich nur den Kopf geschüttelt, so dass die kunstblonde Frisur des Mediums ziemlich durcheinandergeraten wäre. »Ana María, das ist nicht deine Angelegenheit, sondern etwas zwischen deinem Vater und mir. Kümmere dich nicht weiter um uns, son-

dern um dich selbst. Du wirst alles richtig machen. Papa und ich lieben dich so sehr, meine Kleine.«

Ich setzte mich aufs Klo, um zu pinkeln, Mamas Stimme klang mir in den Ohren wie ein süßer Tinnitus. Beim Händewaschen knickten mir die Beine weg, ich sackte auf dem dottergelben Flauschteppich zusammen. Ich presste die Hände auf den Magen und atmete hastig gegen das Gluckern unter der Bauchdecke an, drehte den Kopf zur Seite, weil ich das starre Licht der Neonröhre über dem Spiegel nicht ertragen konnte. Doch ich schloss die Augen nicht, weil mich auf einmal eine ungeheure Angst vor der Dunkelheit hinter meinen Lidern überfiel. Vielleicht musste ich auch sterben, wenn ich jetzt einschlief. Zusammengekrümmt auf dem Vorleger spürte ich stärker als in all den Stunden zuvor meine Einsamkeit. Ich war ganz allein, in diesem Raum mit seinen gelb gekachelten Wänden, in dieser Wohnung, dieser Stadt, und zum ersten Mal erschien mir dies kaum noch auszuhalten.

Während ich so am Boden lag und verzweifelt den Kopf hin und her warf, entdeckte ich ein Haar meiner Mutter auf den Fliesen. Lang und kräftig schlängelte es sich auf mich zu, ich konnte gar nicht anders, als danach zu greifen. Dass es von Mamas Kopf und nicht von meinem stammte, war offensichtlich, denn mein Haar ist eher schlapp und glatt, es hätte niemals vermocht, derart energiegeladen in meine Richtung zu kriechen. Ich wickelte es fest um meinen Zeigefinger, der sofort zu pochen begann und an der Stelle blau anlief, wo das Fleisch zwischen den dunklen Schlingen hervorquoll. Es tat nicht besonders weh, aber ich nahm diesen lächerlichen Schmerz zum Anlass, mein Gesicht in die Teppichzotteln zu drücken und dabei leise zu jammern. Weil meine Mutter jetzt nicht kam, um mich zu trösten, obwohl mir so übel war. Weil sie nicht hinter mir stand und meinen Nacken streichelte, so

wie früher, wenn mir schlecht geworden war und ich über dem Waschbecken hing. Weil sie mich nicht fragte, ob ich Tee wollte und weil ihre kühlen Hände sich nicht auf meine Schultern legten, um mich leise summend durch die Wohnung bis zu meinem Bett zu schieben. Mama sumnte immer die Melodie eines alten Schlagers, wenn sie Ángel oder mir zuliebe Dinge tat, bei denen sie sich eigentlich tödlich langweilte: Brettspiele, Puppen an- und ausziehen, Kuchen backen, Haare bürsten.

Als ich nach einer Weile wieder aufstehen konnte, schleppete ich mich zurück zum Fernseher und suchte nach Frau Semira. Meine Sehnsucht war einfach zu groß, lieber diesen Schwachsinn ansehen, als nichts zu tun. Aber ich fand die Sendung nicht wieder; auf dem Kanal priesen inzwischen zwei ältere Männer Bettwäsche, Küchenmaschinen und Pfannen an. Der eine war hochgewachsen und dürr, der andere klein und feist. Um das Maß vollzumachen, nannten sie sich gegenseitig Don Quijote und Sancho Panza.